

Synagogen – Orte des Zusammenkommens, des Betens und Lernens

Religion ist häufig etwas sehr Privates und Persönliches und gleichzeitig etwas, das Menschen mit anderen Menschen teilen und gemeinsam leben. Im Judentum kann man z.B. privat und allein beten, aber manche Gebete soll man nur gemeinsam in einer Gruppe sprechen. Weil man mit der Gruppe vielleicht nicht nur beten, sondern sich auch austauschen, gemeinsam feiern, trauern, Zeit verbringen und lernen möchte, ist es angenehm, dafür einen festen Ort zu haben. Heute sind das in Deutschland Synagogen. Synagogen gibt es in den meisten Ländern der Welt, sie sind für die jüdischen Gemeinden Orte, an denen man sich versammelt, betet und lernt. Das Wort „Synagoge“ kommt aus dem Griechischen und heißt: „Ort der Versammlung“. Auf Hebräisch heißt das: „Beit Knesset“.

Allerdings hatte man im Judentum nicht immer ein festes Gebäude für das gemeinsame Gebet. Die Bibel erzählt, dass die Israeliten lange Zeit Sklaven in Ägypten waren, dann mit Gottes Hilfe aus der Gefangenschaft befreit wurden und an einen für sie besseren Ort, das sogenannte „Gelobte Land“, zogen. Der Weg dorthin dauerte der biblischen Erzählung nach 40 Jahre und führte durch Wüstenregionen im Nahen Osten – man war also ständig unterwegs und hatte keine festen Häuser oder Städte. Während dieser Wanderung durch die Wüste passierte der biblischen Erzählung nach aber Erstaunliches: Am Berg Sinai, der im heutigen Ägypten am Roten Meer liegt, wurde der Anführer der Israeliten, Moses, von Gott aufgefordert, zum Gipfel des Berges zu kommen, wo ihm die Gebote Gottes offenbart wurden, an die sich die Israeliten fortan halten sollten.

Die Torah

Daran, was am Sinai genau offenbart wurde, die Zehn Gebote oder die ganze schriftliche *Torah* oder zusätzlich noch die Auslegungen dazu, scheiden sich die Geister. Das wird im Judentum unterschiedlich diskutiert. Die *Torah* ist aber trotzdem für alle von grundlegender Bedeutung. Sie ist die ethische Grundlage der Tradition und wird deshalb in Synagogen auf großen, schweren Pergamentrollen, auf die der Text kunstvoll mit der Hand geschrieben wurde, aufbewahrt. Es gibt den Text aber auch, z.B. für zu Hause, als Buch gedruckt und in viele Sprachen übersetzt. Der Text der *Torah* enthält neben der Auflistung aller Gebote und Verbote, an die man sich halten soll, auch Erzählungen: von der Erschaffung der Welt, von wichtigen Ereignissen, Männern und Frauen der Geschichte der Israeliten, aber auch von zwischenmenschlichen Konflikten. Dieser Text, mit all seinen Regeln und Erzählungen, ist das Fundament des jüdischen Glaubens.

In Synagogen gibt es meistens mehrere solcher *Torah*-Rollen mit identischem Text. In manchen Gottesdiensten wird vom Vorleseepult aus laut aus der *Torah* vorgelesen: Man versammelt sich, um gemeinsam den Text zu lesen und zu hören.

Aufgaben:

- Seht euch den Erklärfilm in der reliithek.de zum Thema „Torah“ an: <https://reliithek.de/erklaerfilm-judentum-thora/>
Versucht herauszufinden, wovon die *Torah* berichtet und welche Texte in ihr enthalten sind. Kennt ihr einige dieser Erzählungen? Und wenn ja, woher?
- Könnt ihr euch erklären, warum man diese Geschichten so wichtig findet, dass man sie immer wieder und in der Synagoge laut vorliest, von Generation zu Generation weitergibt und erinnert?

Das Zeltheiligtum

Die Bibel berichtet, dass Moses am Berg Sinai auch von Gott den Auftrag bekommt, den Israeliten zu sagen: „Sie sollen mir ein Heiligtum verfertigen, so will ich unter ihnen wohnen.“ (Ex. 25,8) Es folgen ziemlich klare Anweisungen, wie dieses Heiligtum auszusehen hat. So soll es ein Behältnis mit den Gesetzes- bzw. Gebotstafeln enthalten, das hinter einem kunstvoll gewebten Vorhang aufbewahrt werden soll. Außerdem soll es einen prunkvollen Leuchter mit mehreren Armen geben. Vor dem Vorhang soll ununterbrochen ein Licht mit Olivenöl brennen. Und es soll einen Priester geben, der für das Heiligtum zuständig ist und ein besonders prachtvolles Gewand tragen soll:

„ein Brustschild und einen Mantel, ein Unterkleid, einen durchwirkten Leibrock, einen Bund und einen Gurt. (...) Den Mantel sollen sie machen von Gold, blauer, purpurroter, hochroter Wolle und von Garn gedreht, in Kunstweberarbeit. (...) Den Unterrock unter dem Mantel machst du ganz von blauer Wolle. (...) Unten am Saum machst du Granatäpfel von blauer, purpurroter und hochroter Wolle, am Saum des Unterrocks ringsum und zwischen ihnen auch

1



Copyright: relithek.de

goldene Schellen ringsum, nämlich immer eine goldene Schelle und einen Granatapfel.“ (Ex 28,2-35, Übersetzung nach Mendelssohn)

Nachdem die Israeliten in dem ihnen angekündigten „Gelobten Land“ angekommen waren, bauten sie der Überlieferung nach unter König Salomon einen festen Tempel in Jerusalem

als Heiligtum. Der Tempel wurde zerstört und wieder aufgebaut und umgebaut, war aber ca. tausend Jahre das jüdische Heiligtum, bis er im Jahr 70 n.d.Z. von den Römern zerstört wurde. Auch hier gab es einen Raum für die Bundeslade, das „Allerheiligste“, mit einem prachtvollen Vorhang davor, ein Gewand für den wichtigsten Priester, den sog. Hohepriester, schließlich dann auch einen großen siebenarmigen Leuchter und am Eingang des Tempels zwei riesige, prächtige Säulen, die sogar Namen hatten: Jachin und Boas.

Nach der Zerstörung des Tempels gewannen Synagogen als Orte des Gebets an Bedeutung. Und auch wenn sie anders aufgebaut sind als der Tempel, erinnern ein paar Dinge doch an ihn und an das Zeltheiligtum.

Das Judentum ist eine lebendige Religion. Nicht in allen Fragen gibt es nur eine Meinung. Zu manchen Fragen gibt es unterschiedliche Auslegungen. Wie wichtig der Jerusalemer Tempel und die Erinnerung an ihn heute noch sein sollte, ist z.B. eine solche Frage. Für das Reformjudentum sind z.B. die heutigen Synagogen wichtiger als der Tempel. Man erinnert sich trotzdem an ihn, aber manche Gemeinden sagen, ihre Synagoge sei eben ihr „Tempel“ von heute.

Aufgaben:

- Betrachtet das Foto mit den zusammengerollten und geschmückten *Torah*-Rollen im *Torah*-Schrein der Westendsynagoge in Frankfurt am Main. Listet fünf Gegenstände oder Symbole auf, die euch auffallen.
- Vergleicht die „Einkleidung“ der *Torah*-Rollen auf dem Foto mit dem Gewand des Hohepriesters im Tempel. Findet ihr Parallelen?

Beten und Erinnerung



Copyright: relithek.de

Aufgaben:

- Seht euch den Erklärfilm zum Thema „Beten“ in der relithek.de an:
<https://relithek.de/nicht-benoetigt-als-seite-da-als-beitrag/erklaerfilm-judentum-beten/>
- Der Tallit – also der Gebetsschal – soll an die Ge- und Verbote der *Torah* erinnern. Kennt ihr einzelne dieser Gebote oder Verbote im Judentum? Warum könnte es wichtig sein, sich an religiöse Regeln zu erinnern? Tauscht euch aus!
- Hört euch die Erklärungen zum Tallit noch einmal genau an oder lest in der Transkription des Textes nach:
<https://relithek.de/wp-content/uploads/2020/08/Transkript-zum-Beten-Sek1.pdf>
Was könnte bei einem Besuch in einer Synagoge einen ersten Hinweis geben, ob die Gemeinde orthodox oder liberal ist? Beschreibt!

Mesusah und Erinnerung



Copyright: relithek.de

Aufgaben:

- Seht euch den Erklärfilm zum Thema „Mesusah“ in der relithek.de an: <https://relithek.de/erklaerfilm-judentum-mesusa/>
- Lest nach, welcher Text in der *Torah* selbst etwas über die *Mesusah* aussagt: <https://relithek.de/wp-content/uploads/2021/11/Texte-aus-dem-Alten-Testament-zum-Thema-Mesusa.pdf> Dieser Text steht auf dem Pergament, das in einer *Mesusah* enthalten ist. Und diese Textstelle dient auch als Begründung für die Tradition, eine *Mesusah* an einer Tür zu befestigen. Fallen euch weitere Gegenstände oder Traditionen im Judentum ein, die auf genau dieselbe Textstelle zurückgehen?
- Arbeitet heraus, wie die *Mesusah* und das sich Erinnern zusammenhängen.
- Achtet darauf, ob und wo ihr in einer Synagoge eine *Mesusah* findet. Könnt ihr beschreiben, aus welchem Material sie ist? Und stimmt die Beschreibung im Erklärfilm mit euren Beobachtungen überein?

Eine Synagoge (griech., „Haus der Versammlung“) ist ein Ort des jüdischen religiösen Lebens – ein Ort, an dem man zusammenkommt, gemeinsam betet, feiert und lernt. Gleichzeitig sind Synagogen auch Orte, an denen erinnert wird. Das erstaunt vielleicht zunächst, aber in der jüdischen Religion spielen Erinnerung und Gedächtnis eine wichtige Rolle. Dies ist auch in Synagogen sichtbar.

Torah

Dass es interessant oder wichtig sein kann, sich zu erinnern, ist aber nichts, was sich irgendwann durch Zufall in der jahrhundertelangen Geschichte des Judentums ergeben hat, sondern es ist ein grundlegendes Prinzip des Judentums. In der *Torah* ergeht sehr oft die Aufforderung direkt von Gott an die Israeliten, sich zu erinnern und zu gedenken. Das hebräische Verb „erinnern“ kommt in der *Torah* über 150 Mal vor. Vor allem soll man sich an diejenigen Situationen erinnern, in denen der Erzählung nach Gott in die Geschichte eingriff und damit seinen Willen offenbarte, und daran, wie unterschiedlich die Menschen darauf reagierten. In der *Torah* wird Gott für die Israeliten in geschichtlichen Ereignissen sichtbar. Der Text der *Torah* ist auch deswegen so wichtig, weil er neben Ge- und Verboten die Erzählungen von diesen Ereignissen enthält, die man sich immer wieder vergegenwärtigen soll.

Eine Passage der *Torah*, die in einem der wichtigsten Gebete des Judentums, dem „Schma Israel“, „Höre Israel!“, enthalten ist, fordert die Gläubigen auf, immer an die Worte zu denken, beim Aufstehen und beim Zubettgehen, sie im Herzen zu behalten und an die Kinder weiterzugeben, sie als Zeichen an die Hand und zwischen die Augen zu binden und an die Pfosten des Hauses zu schreiben (Dtn 6,4-9). Sich an Gottes Worte zu erinnern ist also ein zentrales und oft wiederholtes Gebot in der *Torah*.

Da man sich so genau und immer wieder an die Worte der *Torah* erinnern soll, werden sie in der Synagoge laut vorgelesen, und zwar einmal im Jahr vollständig von Anfang bis Ende. Und dann wird gleich wieder am Anfang begonnen. Ihre zentrale Position ist in Synagogen auch in der Raumaufteilung erkennbar: Das Wichtigste sind der *Torah*-Schrein, in dem die Rollen aufbewahrt werden, und das Vorlesepult, von wo aus sie vorgelesen werden. Und für den öffentlichen Vortrag wird nicht einfach irgendein zerlesenes Exemplar einer Buchausgabe zur Hand genommen, sondern der Text der *Torah* wird in besonderen Melodien aus großen, schweren Pergamentrollen vorgelesen, die in Handarbeit unter Einhaltung religiöser Vorschriften fehlerfrei und mit besonders haltbarer Tinte hergestellt, weitergegeben und aufbewahrt werden. Man findet in einer Synagoge aber auch Druckausgaben der *Torah*, denn es ist durchaus nicht unüblich, sich während der *Torah*-Lesung nicht nur „berieseln“ zu lassen, sondern auch selbst mitzulesen. Und falls es mit dem Hebräischen noch etwas hapert, dann eben in der zweisprachigen Ausgabe in der Muttersprache.

Aufgaben:

- Informieren Sie sich in Vorbereitung Ihres Besuchs einer Synagoge darüber, welche Texte die *Torah* enthält. Sie können dazu auch den Erklärfilm in der Relithek ansehen: [Thora – Relithek.de](https://www.relithek.de)
- Können Sie Geschichten identifizieren, von denen Sie wissen oder ahnen, dass Sie auch heute noch für das Judentum von zentraler Bedeutung sind? Kennen Sie Traditionen oder Feste, die auf Erzählungen oder Textpassagen in der *Torah* zurückgehen?
- Diskutieren Sie, warum es ein religiöses Gebot ist, sich an den Text zu erinnern und ihn auch an die folgenden Generationen weiterzugeben.

Erinnerung an das Zeltheiligtum und den Tempel

In der *Torah* wird berichtet, dass Gott nach der Offenbarung am Sinai Moses aufforderte, den Israeliten zu sagen: „Sie sollen mir ein Heiligtum verfertigen, so will ich unter ihnen wohnen.“ (Ex. 25,8) Es folgen ziemlich klare Anweisungen, wie dieses Heiligtum auszusehen hat: Es sollte eine hölzerne Lade oder Truhe angefertigt werden, in die die Gesetzestafeln gelegt werden sollten, also der Bund mit Gott, weshalb sie auch als „Bundeslade“ bezeichnet wird. Diese Bundeslade sollte im „Allerheiligsten“ des Heiligtums stehen, das durch einen kunstvoll gewebten Vorhang vom „Heiligen“ abgetrennt sein sollte. Davor sollten Kultgeräte stehen, z.B. ein Räucheraltar und ein Leuchter mit mehreren Armen. Außerdem sollte es Priester in dem Heiligtum geben, auch das Gewand für Aharon, den wichtigsten Priester oder auch „Hohepriester“, wird detailliert beschrieben:

„Du sollst heilige Kleider machen lassen für deinen Bruder Aharon, zur Ehrung und zur Pracht. Rede daher mit allen weisen Künstlern, mit jedem, den ich mit einem weisen Geist erfüllt habe, dass sie Aharons Kleider verfertigen, um ihn zu heiligen und für meinen Dienst zu weihen. Dies sind die Kleidungsstücke, welche sie machen sollen: ein Brustschild und einen Mantel, ein Unterkleid, einen durchwirkten Leibrock, einen Bund und einen Gurt. (...) Den Mantel sollen sie machen von Gold, blauer, purpurroter, hochroter Wolle und von Garn gedreht, in Kunstweberarbeit. (...) Den Unterrock unter dem Mantel machst du ganz von blauer Wolle. Die Öffnung oben am Unterrock soll einwärts umgeschlagen sein. An der Öffnung soll ringsum eine Borte sein von Weberarbeit, wie an der Öffnung eines Panzerhemdes soll es daran sein, damit es nicht reiße. Unten am Saum machst du Granatäpfel von blauer, purpurroter und hochroter Wolle, am Saum des Unterrocks ringsum und zwischen ihnen auch goldene Schellen ringsum, nämlich immer eine goldene Schelle und einen Granatapfel, und so ringsumher an dem Saum des Unterkleides. Dieses Unterkleid soll Aharon tragen bei seiner Amtsverrichtung, damit sein Laut gehört werde, wenn er in das Heilige hineingehet vor den Ewigen und wenn er wieder herauskommt (...).“ (Ex 28, 2-35, Übersetzung nach Mendelssohn).

Nach der biblischen Erzählung hatten die Israeliten, nachdem sie die Gebote und die Anweisungen zum Bau des Heiligtums auf ihrer Wanderung aus Ägypten ins Gelobte Land erhalten hatten, noch keinen festen Wohnort gefunden, sondern zogen weiter durch die Wüste. Das Heiligtum war transportabel und wird als Zeltheiligtum beschrieben. Im 10. Jh. v.d.Z. wurde nach den biblischen Erzählungen unter König Salomon ein dauerhafter Tempel in Jerusalem erbaut, DAS zentrale Heiligtum des Judentums. Auch hier gab es wieder große Leuchter und einen prachtvollen Vorhang vor dem „Allerheiligsten“, in dem die Bundeslade aufbewahrt wurde. Es wird beschrieben, dass an der Vorhalle des Tempelraums zwei kunstvolle Säulen aus Bronze aufgestellt wurden, die die Namen Jachin und Boas trugen.

Im Laufe der nächsten Jahrhunderte entstanden neue Großmächte im Nahen Osten, es gab Kriege, und Jerusalem wurde von den Babyloniern unter Nebukadnezar erobert. Der Tempel wurde im Jahr 586 v.d.Z. zerstört, die Bundeslade gilt seitdem als verschollen, die Israeliten wurden nach Babylonien ins Exil verschleppt. Ein halbes Jahrhundert später besiegten wiederum die Perser die Babylonier und erlaubten den Israeliten, nach Jerusalem zurückzukehren. Sie bauten Jerusalem und auch den Tempel wieder auf. Einige Jahrhunderte später, nach wechselvoller Geschichte, wurde er unter römischer Herrschaft umgebaut und deutlich vergrößert. Diesen Zweiten Tempel beschreiben auch damalige Historiker, es gibt außerdem archäologische Funde. Ein Teil der westlichen Mauer des Außenbezirks steht bis heute: die sog. „Kotel“, oder „Western Wall“ oder „Klagemauer“. Es ist nur noch dieses kleine Stück der Außenmauer erhalten, da der eigentliche Tempel, das zentrale Heiligtum des Judentums, im Jahr 70 n.d.Z. von den Römern zerstört wurde. Einrichtungsgegenstände wurden geraubt und nach Rom gebracht. Am sogenannten Titus-Bogen in Rom, einem Triumphbogen, kann man auf

einem Relief erkennen, dass Römer die Menora, den siebenarmigen Leuchter, der in diesem Zweiten Tempel stand, als Kriegsbeute davontrogen.

Schon zur Zeit des Zweiten Tempels hatte es im antiken Palästina Synagogen als Bauten für Versammlungen, für Lehre, Gebet und Rechtsprechung gegeben, nach der Zerstörung des Tempels gab es aber nie wieder ein zentrales jüdisches Heiligtum, sodass Synagogen als Gebets- und Versammlungsorte an Bedeutung gewannen.

Auch wenn sich Synagogen vom Bau her deutlich vom Tempel unterscheiden, viel kleiner sind, kein abgetrenntes „Allerheiligstes“ haben und in Synagogen von Anfang an nicht – anders als im antiken Tempel – geopfert wurde, sondern die Lehre und das Wort im Vordergrund standen, finden sich in Synagogen Gegenstände, die in gewisser Weise an das Zeltheiligtum und an den Tempel in Jerusalem erinnern.



Copyright: relithek.de

Das Judentum ist eine lebendige Religion und nicht alle sind in allen Fragen einer Meinung. Wie in anderen Religionen auch, gibt es zu manchen Fragen unterschiedliche Auslegungen. Wie wichtig der Jerusalemer Tempel und die Erinnerung an ihn heute noch sein sollte, ist z.B. eine solche Frage. Im Reformjudentum spielen für den aktuellen Glauben die Synagogen eine viel wichtigere Rolle. Der Bezug zum Tempel wird trotzdem hergestellt, aber manche Gemeinden sagen, ihre Synagoge sei eben ihr „Tempel“ von heute.

Aufgaben:

- Sehen Sie sich das Foto der *Torah*-Rollen der Frankfurter Westend-Synagoge an.
- Vergleichen Sie die Beschreibung des Gewandes des Hohepriesters mit diesen *Torah*-Rollen. Stellen Sie einen Bezug zwischen den Gegenständen, die die *Torah*-Rollen schützen und schmücken sollen, zur Bekleidung des Hohepriesters her.
- Sind Ihnen im Text weitere Gegenstände aufgefallen, die man heute in einer Synagoge findet und die an das Zeltheiligtum oder an den Tempel erinnern könnten?

Mit Feiertagen erinnern

Viele der jüdischen Feiertage werden bereits in der *Torah* oder in der hebräischen Bibel erwähnt. Sehr häufig haben sie eine doppelte Relevanz, haben Bezüge zum landwirtschaftlichen Jahr im Nahen Osten und erinnern gleichzeitig an Ereignisse der jüdischen Geschichte. Für die Lesung in der Synagoge sind an diesen Feiertagen häufig diejenigen Texte vorgesehen, die die entsprechenden Ereignisse schildern. Sie machen die religiöse Bedeutung des Feiertags deutlich, und an sie soll erinnert werden.

Pessach beispielsweise, das „Fest der ungesäuerten Brote“, wird bereits in der *Torah* erwähnt, ist ein Frühlingsfest, erinnert aber gleichzeitig an die Befreiung der Israeliten aus der Sklaverei in Ägypten. Bei der großen Feier am ersten Abend zu Hause werden über viele Stunden die Erzählungen dieser Befreiung gelesen. *Sukkot*, das „Laubhüttenfest“, wird ebenfalls in der *Torah* erwähnt und ist ein Erntedankfest. Die Hütten, die man zu diesem Fest baut, werden mit Früchten und Zweigen geschmückt. Sie erinnern aber gleichzeitig an die provisorischen Wohnstätten der Israeliten während der Wüstenwanderung aus Ägypten ins Gelobte Land. Diese Erzählung ist für die jüdische Religion insgesamt fundamental wichtig: Immer wieder heißt es in der *Torah*, „Gedenke, dass du Knecht warst in Ägypten“ (z.B. Dtn 5,15), immer wieder heißt es: „ER führte uns aus Ägypten mit starker Hand, mit gestrecktem Arm“ (Dtn 26,8, Übersetzung nach Buber/Rosenzweig) Das Fest *Purim* geht nicht auf die *Torah* zurück, aber auf die Erzählung des Buches Esther in der Bibel, in der die jüdische Bevölkerung in Persien durch Königin Esther vor der Ermordung bewahrt wird. Am Feiertag wird in der Synagoge das gesamte Buch Esther vorgelesen. Und jedes Mal, wenn der Name des den Juden feindlich gesonnenen Haman erwähnt wird, macht man so viel Krach, dass der Name übertönt wird.

An zwei Feiertagen steht die *Torah* selbst im Mittelpunkt des Geschehens:

Schawuot, das zweitägige sogenannte „Wochenfest“ wird im Frühsommer gefeiert, 50 Tage nach *Pessach*. Auch dies ist ein Erntefest, da zu diesem Zeitpunkt im Jahr im Nahen Osten die erste Weizenernte eingefahren wurde. Mit seiner religiösen Bedeutung erinnert das Fest aber an die Gabe der *Torah* am Berg Sinai an Mose, von der die Bibel erzählt. Am ersten Tag von *Schawuot* wird in der Synagoge genau diese Erzählung gelesen (Exodus 19,1-20,23). Während der Wortlaut der „Zehn Gebote“ mit einer bestimmten Melodie vorgetragen wird, erhebt sich die versammelte Gemeinde und hört im Stehen zu.

Seit dem Mittelalter hat sich ein besonderer Brauch für die erste Nacht von *Schawuot* entwickelt, der sogenannte „Tikkun Lajl Schawuot“ (das heißt soviel wie „die Reparatur oder Festigung der Schawuot-Nacht“): Ein Text aus der jüdischen Tradition erzählt, dass die Israeliten in der Nacht vor der Gabe der *Torah* fest schliefen und Moses sie mehrfach aufwecken musste, damit sie nicht ausgerechnet dieses so wichtige Ereignis verpassten. Um dieses Verhalten „wiedergutzumachen“ und nicht noch einmal vorkommen zu lassen, begannen im Mittelalter fromme Männer, sich in der ersten Nacht von *Schawuot* zu versammeln, um die ganze Nacht hindurch wach zu bleiben und sich mit der *Torah*, ihren Ge- und Verboten zu beschäftigen. Es entwickelte sich sogar eine Zusammenstellung von Texten, die in dieser Nacht in den Gemeinden gemeinsam gelesen und studiert werden konnte und die – wie der Brauch selbst – „Tikkun Lajl Schawuot“ genannt wurde. Diese Zusammenstellung enthält Verse aus jedem Kapitel der *Torah*, anderen Teilen der Bibel und weitere religionsgesetzliche Texte – mit dem Gedanken, sich während der ganzen Nacht mit den traditionell 613 Ge- und Verboten der *Torah* zu beschäftigen. Auch heutzutage bieten viele Gemeinden eine Lernnacht zu *Schawuot* an, bei der man sich in der Synagoge versammelt, Vorträge hört und gemeinsam über religiöse Fragen und Themen diskutiert. Im Judentum gibt es unterschiedliche Meinungen darüber, was am Sinai genau offenbart wurde, die Zehn Gebote oder die gesamte schriftliche *Torah* oder

zusätzlich noch die etablierte mündliche Auslegungstradition. Es gibt auch unterschiedliche Meinungen darüber, ob sich Gott nur dort offenbart hat, oder – wozu das Reformjudentum tendiert – ob das immer wieder passiert. Insofern messen unterschiedliche Gemeinden dem Fest Schawuot auch unterschiedliches Gewicht bei.

Ein anderer Feiertag, der der *Torah* gewidmet ist, heißt *Simchat Tora*, das Fest der „Torah-Freude“. Es wird im Herbst, direkt nach dem Laubhüttenfest gefeiert. An diesem Tag beendet und beginnt man in der Synagoge den jährlichen Lesezyklus der *Torah*: Man liest die letzten Verse der Fünf Bücher Mose und fängt gleich wieder ganz vorne, bei der Schöpfungsgeschichte, an. An diesem Feiertag werden alle *Torah*-Rollen, die eine Gemeinde besitzt, aus dem *Torah*-Schrein genommen und in einem festlichen und fröhlichen Umzug durch die Synagoge und um die *Bimah* herumgetragen, wobei auch die Kinder miteinbezogen werden, die häufig Fähnchen tragen und Süßigkeiten bekommen.

Erinnerung an das vergangene Jahr – Bilanz ziehen und Reue zeigen

Rosch ha-Schanah, das jüdische Neujahrsfest, wird im Herbst gefeiert. Das Ende des jüdischen Jahres und der Beginn des neuen sind bestimmt von dem Gedanken, Rückschau zu halten auf das vergangene Jahr, innezuhalten und einen Ausblick auf das kommende zu werfen. Die Feiertage, mit denen das neue jüdische Jahr beginnt, heißen auf Hebräisch auch die *Jamim Nora'im*, die „Tage der Ehrfurcht“. Der Beginn des neuen Jahres mit *Rosch ha-Schanah*, dem „Kopf des Jahres“, wird einen Monat lang vorbereitet. Der Monat, der dem jüdischen Neujahrsfest vorausgeht, heißt *Elul* und ist häufig geprägt von persönlichen Meditationen, von den sogenannten „Slichot“-Gebeten und dem Blasen des Schofar, einem Widderhorn. Die „Slichot“-Gebete (*slichot*, Pl. *Slichot* heißt „Vergebung“ oder „Verzeihung“) entstanden im frühen Mittelalter und enthalten die Bitte um Vergebung, aber auch das Bekenntnis eigener Verfehlungen und die Bereitschaft, Verantwortung dafür zu übernehmen und Reue zu zeigen. Ursprünglich wurden sie vermutlich zu Fastentagen und in den ersten zehn Tagen des neuen Jahres gebetet, also in den zehn Tagen zwischen dem Neujahrsfest *Rosch ha-Schanah* und *Jom Kippur* (dem „Tag der Sühne“ oder „der Versöhnungen“). Später wurden sie in manchen Gemeinden auch auf die Woche vor *Rosch ha-Schanah*, in anderen auf den gesamten Monat *Elul* ausgedehnt. Sie werden vor dem Morgengebet gesprochen, je nach religiöser Überzeugung steht man dafür schon in der Nacht oder vor Morgengrauen auf. In vielen Gemeinden gibt es für jeden Wochentag besondere *Slichot*. Es ist nach religiöser Überzeugung wichtig, dass man seine Vergehen bereut, dass man sich ernsthaft bemühen möchte, sich zu bessern, und dass man dann Gott um Barmherzigkeit und Vergebung bittet. Das gilt also Gott gegenüber. Für die Verfehlungen des letzten Jahres den Mitmenschen gegenüber muss man sich allerdings bei ihnen persönlich entschuldigen und sich bemühen, den Schaden wiedergutzumachen – das nimmt einem das Beten nicht ab.

Der Klang des Widderhorns soll die Betenden „erschüttern“ und zur Umkehr aufrufen – manche sagen, zur Umkehr zu Gott, andere sagen zu einer besseren Wahrnehmung seiner selbst und damit zu einer klareren Beziehung zu Gott.

Aufgaben:

- Geben Sie den Inhalt der jüdischen Feste in Form einer Tabelle wieder!
- Erläutern Sie, welche Glaubensinhalte an den Festen erinnert werden.
- An *Rosch ha-Schanah* hat man die Möglichkeit, selbst über das eigene Leben im vergangenen Jahr nachzudenken. Tauschen Sie sich über Vor- und Nachteile aus, die persönliche Rückschau mit einem Fest im Jahreslauf zu verankern.
- Tragen Sie zusammen, welche religiösen Feste Sie aus anderen Religionen kennen und woran diese Feste erinnern!
- Diskutieren Sie, ob religiöse Feste dazu beitragen, die Geschichte und den Glauben einer Religion für die Gegenwart „wach“ zu halten.

Während des Nationalsozialismus sind Jüdinnen und Juden in Deutschland ausgegrenzt, vertrieben, deportiert und ermordet worden. Auch Synagogen als Orte des jüdischen Lebens, des Betens und Zusammenkommens, sind angegriffen, angezündet oder im Krieg durch Bomben zerstört worden. Manche Synagogen sind den jüdischen Gemeinden weggenommen und anders genutzt worden, als Wohnhäuser, als Scheunen oder Lagerhallen. An manchen Orten in Deutschland sind in den vergangenen Jahrzehnten Synagogen, die noch existieren - an Orten, an denen es heute keine eigenen jüdischen Gemeinden mehr gibt – renoviert worden. Häufig geschah dies, weil sich Leute vor Ort dafür eingesetzt haben. Oft sind solche Synagogen heute Kulturräume, in manchen gibt es Museen zu jüdischer Geschichte und Religion. In wenigen Fällen gibt es wieder jüdische Gemeinden vor Ort, die Teile der Gebäude nutzen.

Solche alten Synagogen sind bauliche Zeugen der Geschichte eines Ortes. Und wenn man sich näher mit ihnen beschäftigt, erzählen sie einem viel über das jüdische Leben und jüdische Traditionen vor Ort und über die jüdische Religion insgesamt.

Wenn zwar noch ein Synagogengebäude vorhanden ist, es aber nicht mehr von einer jüdischen Gemeinde genutzt wird, steht meistens nur noch die „Hülle“. Nicht nur die Menschen, die es mit Leben gefüllt haben, sind vertrieben oder ermordet worden, sondern auch die für die Religion so wichtigen Dinge wie *Torah*-Rollen, der *Torah*-Schrein, Bücher und Einrichtungsgegenstände sind geplündert oder gestohlen worden und nicht mehr da. Deshalb ist es nicht ganz einfach, sich vorzustellen, wie das Gebäude einmal ausgesehen hat, als es noch eine belebte Synagoge war. Manchmal gibt es alte Fotos, manchmal sind auch einzelne Gegenstände später wieder aufgetaucht, liegen im Archiv oder werden in einem Museum aufbewahrt.

Aber was kann einem nun das Haus erzählen?

So, wie es unterschiedliche Kirchen und Moscheen gibt, können auch Synagogen ganz unterschiedlich aussehen – klein oder groß, schlicht oder prächtig, können im Hinterhof stehen oder auf einem großen freien Platz mitten in der Stadt. Einerseits hängt das natürlich davon ab, wie viele Gläubige am jeweiligen Ort leben oder in der jeweiligen Synagoge beten, andererseits aber auch davon, welcher Baustil im jeweiligen Land und zu der Zeit der Entstehung der Synagoge beliebt oder verbreitet war. Außerdem gab und gibt es immer wieder Diskussionen, wo und wie eine religiöse Minderheit überhaupt ihre Häuser des Gebets bauen darf, wenn die Mehrheit der Bevölkerung eine andere oder keine Religion hat.

Der Betsaal

In der jüdischen Tradition ist es nicht so wichtig, wie das Synagogengebäude von außen aussieht, sondern was in seinem Inneren vorhanden ist und passiert. Das Wichtigste in einer Synagoge ist die *Torah*-Rolle, der Heilige Text, der in der Synagoge aufbewahrt und während mancher Gebete für die gesamte Gemeinde laut vorgelesen wird. Für die *Torah*-Rolle (die meisten Gemeinden haben sogar mehrere davon) gibt es zwei bauliche Besonderheiten, die man in jeder Synagoge findet und die meistens besonders prachtvoll gestaltet sind, um ihre Bedeutung zu betonen: Zum einen der Schrank, in dem die *Torah*-Rollen aufbewahrt werden – der sogenannte Heilige Schrein oder der *Aron ha-kodesch* auf Hebräisch; und zum anderen eine Art Tisch, auf dem die schweren *Torah*-Rollen abgelegt werden können, wenn aus ihnen vorgelesen wird – das Vorlesepult oder die *Bimah* auf Hebräisch. Diese beiden Orte sind baulich meist etwas erhöht, ein paar Stufen führen zu ihnen hinauf. Das betont einerseits ihre Wichtigkeit, andererseits können die Beter*innen sie dadurch besser sehen und auch akustisch besser verstehen, was dort gesagt und vorgelesen wird.



Wiesbaden Synagoge Michelsberg

Auch andere Aspekte sind für den Bau von Synagogen typisch:

Da das zentrale Heiligtum des Judentums, der Tempel, bis zu seiner Zerstörung im Jahr 70 n.d.Z. in Jerusalem stand, soll man Richtung Jerusalem beten – in Deutschland also in östliche Richtung. Synagogen sind deshalb meist nach Osten ausgerichtet: Die Betenden stehen und blicken dadurch Richtung Jerusalem. Gleichzeitig soll man dem *Torah*-Schrein zugewandt sein, weshalb dieser meist an der östlichen Wand der Synagoge steht, den Betenden gegenüber.

Der Innenraum der Synagoge in Michelsberg, Wiesbaden.

Foto: „Courtesy of Leo Baeck Institute New York“, F 3218

Traditionell sitzen Männer und Frauen beim Beten in der Synagoge getrennt, in vielen Synagogen findet man deshalb eigene Sitzbereiche für die Frauen, manchmal im hinteren Bereich, manchmal aber auch auf Emporen.

Weil die Synagoge ein Ort ist, der für die Religion wichtig ist und an dem man sich wohlfühlen soll, ist vorgeschrieben, dass eine Synagoge immer Fenster haben muss, und diese möglichst nach Jerusalem ausgerichtet sein sollen. Häufig sind sie nach einem bestimmten Muster oder besonders hübsch angeordnet, haben spezielle Formen, sind verziert oder farbig, damit das Gebäude schön aussieht und es im Innenraum angenehme Lichtverhältnisse gibt. Außerdem sind viele Synagogen innen geschmückt und farbig angemalt. Das ist allerdings keine religiöse Vorschrift. Religiös geregelt ist vielmehr, was NICHT gemalt und künstlerisch dargestellt werden darf: Menschen. Und von Gott soll man sich im Judentum sowieso keine bildliche Vorstellung machen, also weder in Gedanken noch in bildlicher Darstellung. Häufig gibt es aber zur Zierde farbige Muster, Pflanzen- oder Tierdarstellungen in einer Synagoge.



Westend-Synagoge Frankfurt am Main, Blick Richtung Aron ha-kodesch.



Westend-Synagoge Frankfurt am Main, Blick Richtung Eingang mit der *Bimah* in der Mitte
Beide Fotos: Public Domain.

<https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Westend-synagoge-frankfurt-innen-eingangseite-p.jpg>

Das Gebäude

In den allermeisten Fällen bestehen Synagogen nicht nur aus dem Raum, in dem gemeinsam gebetet wird. Sie sollen zumindest einen Vorraum haben, durch den man das Gebäude betritt, in dem man ankommen, sich versammeln oder auch seine Jacken aufhängen kann. So fällt man auch nicht gleich mit der Tür in den Betsaal.

In vielen Fällen gibt es an oder bei Synagogen auch ein Ritualbad, eine sogenannte *Mikwe*. Früher gab es manchmal eine kleine Wohnung im Synagogengebäude, für einen jüdischen Lehrer oder jemanden, der für die Synagoge zuständig war und dafür sorgte, dass alles in Ordnung war. In größeren Gemeinden gibt es häufig weitere Räume im Synagogengebäude: für die Gemeindeverwaltung, für Versammlungen, für den Religionsunterricht und manchmal auch einen kleinen Synagogenraum, der für die Gebete während der Woche genutzt wird, wenn nicht so viele Beter*innen da sind wie am Schabbat oder zu den Feiertagen.

Aufgaben:

- Beschreibt, wie diejenige Synagoge, die ihr besucht oder erforscht, im Vergleich zu den Nachbargebäuden aussieht. Ist sie groß, prächtig oder liegt sie versteckt? Könnt ihr von außen erkennen, ob es sich um eine Synagoge gehandelt hat oder nicht?
- Findet ihr Erklärungen, warum die jüdische Gemeinde damals so gebaut hat?
- Könnt ihr erkennen, wo der *Torah*-Schrein und wo das Vorlesepult standen?
- Ist oder war die Synagoge innen bemalt? Könnt ihr die Farben und Figuren beschreiben? Findet ihr Pflanzen- oder Tierdarstellungen?
- Könnt ihr herausfinden, ob Männer und Frauen getrennt saßen? Gab es eigene Sitzplätze für die Frauen und, wenn ja, wo?
- Gibt es Hinweise, dass sich auch ein Ritualbad bei oder in der Synagoge befand? Und gab es weitere Räume im Synagogengebäude außer dem eigentlichen Betsaal?
- Leben heute Jüdinnen und Juden im Ort? Wisst ihr, welche Synagoge sie besuchen? Gibt es in der Stadt heute sichtbare Hinweise auf jüdisches Leben? Recherchiert!

Beispielhafte Darstellungen für umfunktionierte Synagogen:

oben und rechts:
Hessenpark, dort nach dem Stand von 1925 wieder
aufgebaute Synagoge aus Nentershausen mit
Inneneinrichtung, Außentreppe zur Frauenempore
und Mikwe im linken Gebäudeteil.



oben:

Gebäude der ehemaligen Synagoge Ziegenhain, das im vorderen Bereich auch eine Mikwe und eine Schule beherbergte.

Heute befindet sich rechts vom Eingang eine Gedenkstele.



rechts:

Rathaus von Ziegenhain

rechts:

Dillich: Das ehemalige jüdische Gemeindehaus, in dem sich die jüdische Schule, Lehrerwohnung und Mikwe befanden, baulich verbunden mit der ehemaligen Synagoge (links).

Im Hintergrund die unmittelbar benachbarte Dorfkirche.



oben und rechts:

Hessenpark, dort wieder aufgebaute Synagoge aus Groß-Umstadt

rechts mit der dort präsentierten Ausstellung „Jüdisches Landleben in Südhessen“.

Fotos aus Dillich, Ziegenhain und dem Hessenpark:
Stefanie Nathow



In einigen Städten und Ortschaften in Deutschland gibt es seit ein paar Jahrzehnten merkwürdige Gebäude: alte Synagogen, die renoviert wurden, die aber nicht von einer jüdischen Gemeinde als Ort des Betens, Zusammenkommens und jüdischen Lebens genutzt werden. Viele solcher Synagogen dienen als Räume für kulturelle Veranstaltungen, in manchen gibt es Museen zu jüdischer Geschichte und Religion. In wenigen Fällen gibt es wieder jüdische Gemeinden vor Ort, die einen Teil des Gebäudes nutzen.

Die Menschen, die diesen Ort belebten, wurden im Nationalsozialismus von ihren Nachbarn und Mitbürgern diskriminiert, zur Auswanderung gezwungen, deportiert und ermordet. Die Synagogen wurden enteignet und von anderen genutzt, geschändet oder im Krieg durch Bomben beschädigt. Nach dem Krieg dienten viele von ihnen als Scheunen, Wohnhäuser oder Feuerwehrationen. An einigen Orten entstanden mit zunehmendem zeitlichem Abstand zu Nationalsozialismus und Holocaust Initiativen, diese Gebäude wieder als Synagogen sichtbar zu machen und zu renovieren. Und jetzt? Meist gibt es an solchen Orten eine Spannung zwischen der absoluten Leere, die sie zeigen, und dem Bemühen, an das jüdische Leben, das hier zu Hause gewesen ist, zu erinnern.

Geht man von der leeren Hülle aus, die noch vorhanden ist, erzählt die Architektur des Gebäudes häufig einiges über die Gemeinde, die es gebaut und genutzt hat. Synagogen können nämlich sehr unterschiedlich aussehen.

Auf Hebräisch kann man drei verschiedene Bezeichnungen für eine Synagoge benutzen: *Beit Knesset* („Haus der Versammlung“), *Beit Tfillah* („Haus des Gebets“) und *Beit Midrasch* („Haus des Lernens“). Mit diesen drei Begriffen sind auch die drei Hauptfunktionen einer Synagoge beschrieben: Sie dient als Treffpunkt, man betet und lernt hier gemeinsam.

Der Innenraum einer Synagoge

Die architektonische Gestaltung des Innenraums einer Synagoge unterscheidet sich in der Idee deutlich vom zerstörten Tempel in Jerusalem, der im Prinzip tausend Jahre lang bis zu seiner Zerstörung im Jahr 70 n.d.Z. durch die Römer das zentrale jüdische Heiligtum war und dessen Einrichtung in der *Torah* und in der hebräischen Bibel mehrfach beschrieben wird: Es gibt in der Synagoge keinen Opferdienst, auch keine hintereinander gestaffelten Räume, die immer wichtiger werden, sondern das Wort steht im Mittelpunkt. Die Betenden versammeln sich, um die Worte der *Torah* zu hören, die laut vorgetragen werden. Diesen Mittelpunkt bildet räumlich im Betsaal traditionell das Vorlesepult, die sog. *Bimah*, auf dem die *Torah*-Rolle abgelegt und vorgelesen wird und das meist durch ein paar Stufen erhöht ist. Der zweite wichtige Ort ist der Schrank, in dem die *Torah*-Rollen aufbewahrt werden, wenn nicht aus ihnen vorgelesen wird – der *Aron ha-kodesch*, der heilige Schrein. Dieser befindet sich meistens an der Ostwand der Synagoge, die traditionell Richtung Jerusalem ausgerichtet ist, da dort der Tempel stand.

Wie überall sonst auch, sind im Judentum nicht alle einer Meinung. Manche befolgen die religiösen Gebote sehr genau, andere sagen, es sind eher Leitlinien und einige davon heute nicht mehr relevant. Es gibt also unterschiedliche Strömungen im Judentum, wie z.B. die orthodoxe, die konservative und die liberale oder Reformbewegung – und das kann man auch an den Synagogen erkennen:



Innenraum der Hauptsynagoge Frankfurt am Main.

Farbige Lithographie, 1860. Public domain.

https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Frankfurt_Hauptsynagoge_1860.jpg

Traditionell werden z.B. keine Musikinstrumente im Gottesdienst in einer Synagoge gespielt. Im 19. und 20. Jahrhundert gab es aber einige Reformgemeinden in Deutschland, die in ihrer Synagoge wie in christlichen Kirchen eine Orgel haben wollten. Traditionell steht das Vorlesepult, die *Bimah*, zentral in der Mitte einer Synagoge. Seit dem 19. Jahrhundert wurden Synagogen gebaut, in denen die *Bimah* vor dem *Torah*-Schrein stand – von den Betenden aus gesehen also vorne. Daraus ergab sich ein ähnlicher Raumeindruck wie bei Kirchen, in denen häufig alles zum Altar hin ausgerichtet ist. Manchmal sind auch die Synagogen selbst nicht (genau) nach Osten ausgerichtet, wenn es z.B. die Lage und Form des Grundstücks nicht erlaubten. Auch dies sind meist Synagogen von Reformgemeinden, da hier die Erinnerung an den Tempel keine ganz so zentrale Rolle einnimmt wie im orthodoxen Judentum.

Das äußere Erscheinungsbild

Aber auch die Außenansicht einer Synagoge kann einiges über die Geschichte und die Situation der jüdischen Gemeinde erzählen. Für das äußere Erscheinungsbild einer Synagoge gibt es keine festen Vorschriften. Deshalb sehen und sahen Synagogen sehr unterschiedlich aus. Häufig haben die jüdischen Gemeinden ihre Häuser des Gebets in einem ähnlichen Stil gebaut, wie er zum jeweiligen Zeitpunkt am jeweiligen Ort gerade üblich oder beliebt war. In den ländlich geprägten Regionen Hessens wurden z.B. viele Synagogen im Fachwerkstil gebaut und passen sich dadurch in das architektonische Gesamtbild des jeweiligen Ortes ein. Viele der jüdischen Gemeinden auf dem Land waren arm und konnten sich deshalb auch keine massiv gebauten Synagogen aus Ziegel oder Stein leisten. Sehr viele der in Hessen bis zum 19. Jahrhundert entstandenen Synagogen sind darüber hinaus gar nicht als Synagoge neu gebaut worden, sondern existierten bereits als Wohn- oder Wirtschaftshäuser und wurden von den jüdischen Gemeinden gekauft und zu Synagogen umgebaut. In den großen Städten gab und gibt es aber große, prachtvolle, aus Stein gebaute Synagogen, die dann jeweils einem bestimmten Architekturstil folgen. Häufig kann dieser ein Hinweis dafür sein, wie das Verhältnis zwischen jüdischer Minderheit und der nicht-jüdischen Mehrheit der Gesellschaft war. Lange durften Synagogen in Deutschland z.B. nicht höher als die Nachbarhäuser sein oder freistehend auf einem Platz oder an der Straßenfront erbaut werden. Im 19. Jahrhundert änderte sich das und viele der großen Stadtsynagogen wurden v.a. in zwei verschiedenen Architekturstilen gebaut: neo-romanisch (also in Anlehnung an den viel älteren „romanischen Stil“) oder „orientalisch“. Romanik galt mit dem Aufkommen der Nationalstaaten im 19. Jahrhundert als „besonders deutscher“ Baustil. Eine jüdische Gemeinde, die ihre Synagoge also in Anlehnung an

diesen Stil, z.B. mit Rundbogenfenstern, bauen ließ, wollte damit häufig ihre Zugehörigkeit zu Deutschland besonders betonen. Andererseits war auch der „orientalische“ Stil beliebt – nicht nur bei Synagogen, sondern auch bei Palmengärten, Kinos oder Theatern. Bei Synagogen wollte man damit z.B. auf die Herkunft der Religion aus dem Nahen Osten hinweisen. Es sollte auch auf den ersten Blick durch architektonische Besonderheiten erkennbar sein, dass es sich bei dem Gebäude um eine Synagoge und beispielsweise nicht um eine Kirche handelte. Ein solcher Baustil war erst im 19. Jahrhundert möglich, als die jüdische Bevölkerung in Deutschland nach und nach gleiche Rechte erhielt und es ihr erlaubt war, mit einer Synagoge im Stadtbild überhaupt so präsent zu sein. Es kommen auch Mischungen dieser beiden oder ganz andere Architekturstile vor. In Hessen wurde z.B. als regionale Besonderheit bei vielen Synagogen der hier weit verbreitete rote Sandstein verwendet.

Synagogen bestehen in den allermeisten Fällen nicht nur aus dem Betsaal selbst. Sie sollen zumindest einen Vorraum haben, durch den man das Gebäude betritt. In vielen Fällen gibt es an oder bei Synagogen aber auch ein Ritualbad, eine sog. *Mikwe*. Früher gab es häufig eine kleine Wohnung im Synagogengebäude, für einen jüdischen Lehrer oder einen sog. Synagogendiener, der für die Synagoge zuständig war. In größeren Gemeinden finden sich oft weitere Räume im Synagogengebäude: für die Gemeindeverwaltung, für Versammlungen, für den Religionsunterricht und manchmal auch ein kleiner Synagogenraum, der für die Gebete während der Woche genutzt wird, an denen normalerweise weniger Leute teilnehmen als am Schabbat oder an den Feiertagen.

Aufgaben:

- Fassen Sie den Text mit Ihren Worten zusammen.

Zur Architektur der hier vorgestellten Synagogen:

- Vergleichen Sie die Architektur der ehemaligen Hauptsynagoge in der Börnestraße in Frankfurt am Main, der ehemaligen Liberalen Synagoge in Darmstadt, der ehemaligen Synagoge in Bad Homburg vor der Höhe und der ehemaligen Synagoge Nentershausen, die jetzt im Hessenpark steht, miteinander. Was fällt Ihnen auf?
- Informieren Sie sich über wichtige und leicht erkennbare architektonische Merkmale der Romanik oder Neo-Romanik. Können Sie diese bei einer oder mehreren der Synagogen wiederfinden?
- Welche Elemente der ehemaligen Hauptsynagoge in Frankfurt am Main würden Sie als „orientalisch“ bezeichnen?



Hauptsynagoge in der Börnestraße, Frankfurt am Main.

Reproduktion eines Photochroms von 1885. Public domain.

https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Frankfurt_Hauptsynagoge_1885.jpg



Liberaler Synagoge in Darmstadt, ca. 1910. Public domain.

https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Darmstadt_Liberaler_Synagoge_2.jpg



rechts:

Synagoge in Bad Homburg vor der Höhe.

Public domain. https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Synagogue_Bad_Homburg.jpg



oben und rechts:

Hessenpark, dort nach dem Stand von 1925 wieder aufgebaute Synagoge aus Nentershausen mit Inneneinrichtung, Außentreppe zur Frauenempore und Mikwe im linken Gebäudeteil.



Aufgaben für eine Exkursion zu einer umfunktionierten Synagoge:

- Sehen Sie sich bei Ihrem Besuch vor Ort die Architektur der von Ihnen besuchten Synagoge an und versuchen Sie zu identifizieren, ob sie einer der Hauptstilrichtungen zuzuordnen ist oder ob sie eine ganz eigene Architektursprache hat.
- Bringen Sie in Erfahrung, wann die Synagoge gebaut wurde, ob der Architekt jüdisch oder nicht-jüdisch war und ob er mit der gewählten Architektur etwas über die jüdische Gemeinde der Zeit aussagen wollte. Vielleicht kennen Sie andere Gebäude in der Stadt oder des Architekten, die dem Synagogengebäude ähneln?
- Können Sie herausfinden, ob es sich um eine orthodoxe Gemeinde oder um eine Reformsynagoge gehandelt hat? Welche Hinweise gibt das heutige Gebäude für diese Frage?
- Gab es in oder bei der Synagoge weitere Einrichtungen der jüdischen Gemeinde? Welche Rückschlüsse lässt dies auf die Größe der Gemeinde, ihre finanzielle Situation und ihre rechtliche Stellung zu?

Beispielhafte Darstellungen für umfunktionierte Synagogen:

Dilich: Das ehemalige jüdische Gemeindehaus, in dem sich die jüdische Schule, Lehrerwohnung und Mikwe befanden, baulich verbunden mit der ehemaligen Synagoge (links).

Im Hintergrund die unmittelbar benachbarte Dorfkirche.



oben:

Gebäude der ehemaligen Synagoge Ziegenhain, das im vorderen Bereich auch eine Mikwe und eine Schule beherbergte.

Heute befindet sich rechts vom Eingang eine Gedenkstele.



rechts:

Rathaus von Ziegenhain



Hessenpark, dort wieder aufgebaute Synagoge aus Groß-Umstadt



Hessenpark, Ausstellung „Jüdisches Landleben in Südhessen“
in der dort wieder aufgebauten Synagoge aus Groß-Umstadt

Fotos aus Dillich, Ziegenhain und dem Hessenpark: Stefanie Nathow

Nach 1945 wurden vereinzelt an Standorten von Synagogen, die im Nationalsozialismus zerstört worden waren, Gedenktafeln angebracht. Lange Zeit gab es aber auch viele Orte in Deutschland, in denen man darüber schwieg, dass es eine Synagoge gegeben hatte und was mit ihr und der jüdischen Bevölkerung im Nationalsozialismus geschehen war. In den letzten Jahrzehnten hat sich das geändert, man findet häufiger Gedenk- und Erinnerungstafeln, manchmal auch Skulpturen, Mahnmale oder einen ganzen Gedenkort.

Neben Informationen zur ehemaligen Synagoge geben die Inschriften und die Gestaltung der Tafeln häufig Hinweise, wer die Tafeln aufgestellt hat, an wen und wie genau erinnert wird. Manchmal verschweigen die Tafeln aber auch Informationen oder benutzen Wörter, die etwas unklar sind und Dinge nicht deutlich benennen.

Wenn man unterschiedliche Tafeln und Inschriften vergleicht, fallen Unterschiede und Gemeinsamkeiten auf.



Foto: Stefanie Nathow

Am Standort der ehemaligen **Hauptsynagoge in Frankfurt**, in der Börnestraße, wurde am 20. März 1946 durch die US-Armee eine zweisprachige Gedenktafel mit folgender Inschrift angebracht:

„Hier stand die
Hauptsynagoge
Börnestrasse,
welche von
Nazi-Verbrechern
am 9. November 1938
zerstört wurde.

Here stood the
Hauptsynagogue
Börnestrasse
which was destroyed
by Nazi criminals
on the 9th day of
November 1938.”



Foto: Stefanie Nathow

Am ehemaligen Synagogenstandort in der Straße **Unterlindau in Frankfurt am Main** wurde am 3. November 1988 von der Stadt Frankfurt eine Gedenktafel mit folgender Inschrift aufgestellt:

„Hier in der Unterlindau befand sich seit 1893 eine Synagoge der Israelitischen Gemeinde. Die Synagoge wurde in der Pogromnacht vom 9. zum 10. November 1938 verwüstet.“

In dieser Synagoge wirkte der Rabbiner Dr. Jakob Horowitz (1873-1939).“

Am Standort der ehemaligen **liberalen Synagoge in Darmstadt** wurde 1967 ein Mahnmal mit Davidstern und Menora errichtet.

Die Inschrift lautet:

„Hier stand die 1876
erbaute Synagoge der Jüdischen Gemeinde Darmstadt.
Sie wurde am 9. November 1938
von frevelnder Hand niedergebrannt und zerstört.
Dieses Denkmal dient der mahnenden Erinnerung.
Die Stadt Darmstadt 1967.“



Gedenktafel auf dem Julius-Landsberger-Platz, an der Erinnerungsstätte Liberale Synagoge Darmstadt.

© Stefan Bellini, 2013.

Gemeinfrei, https://de.m.wikipedia.org/wiki/Datei:Liberale_Synagoge_Darmstadt1.JPG

Auf das Mahnmal wurde 2020 ein Brandanschlag verübt. Mittlerweile gibt es neben diesem Mahnmal eine überdachte Ausgrabungsstätte, die ebenfalls der Erinnerung dient: Nachdem im Oktober 2003 bei Bauarbeiten für das benachbarte Krankenhaus Überreste der Synagogen-Fundamente gefunden worden waren, wurde beschlossen, diese freizulegen. Seit dem 9. November 2009 kann man in einem überdachten Raum diese Fundamente besichtigen und sich über die ehemalige Synagoge informieren.

In **Bad Homburg vor der Höhe** wurde im November 1988 ein Mahnmal in unmittelbarer Nähe des ehemaligen Synagogenstandortes eingeweiht, das den Fenstern der Synagoge nachempfunden ist und die Namen der 81 Homburger Juden enthält, die im Holocaust ermordet wurden.



Synagogendenkmal in der Elisabethstr. in Bad Homburg

Public Domain, https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/3/38/Bad_Homburg%2C_Synagogendenkmal.JPG

Die Inschrift lautet:

„Den ermordeten jüdischen Bürgern unserer Stadt
und allen Opfern nationalsozialistischen Unrechts
zum Gedenken – den Lebenden zur Mahnung“

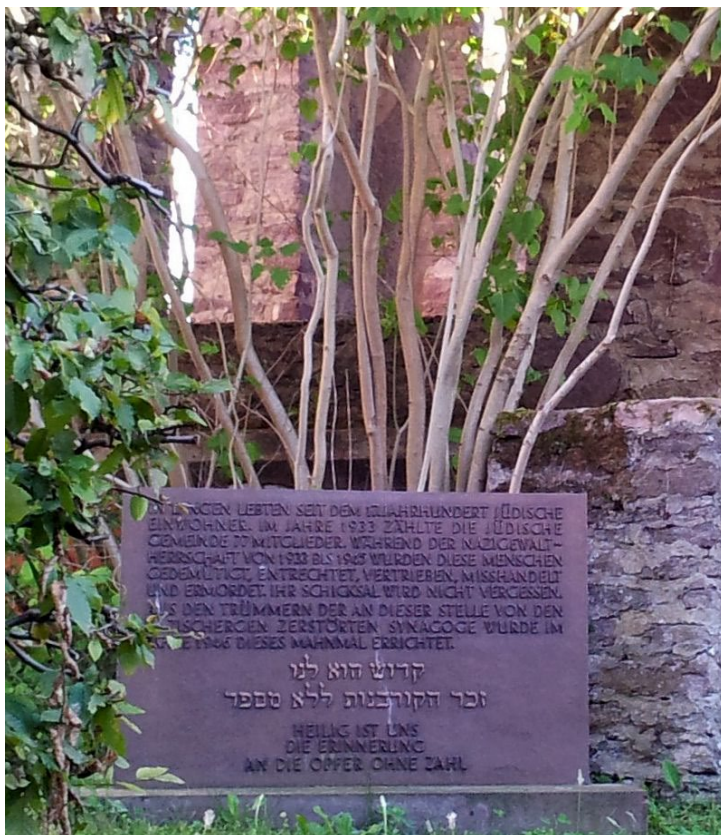
In **Langen (Hessen)** wurde die Ruine der Synagoge 1946 beseitigt. Aus den noch vorhandenen Reststeinen wurde ein Mahnmal errichtet, auf dem die Kuppel der ehemaligen Synagoge mit Davidstern dargestellt ist. Es ist eines der ersten Mahnmale für die Opfer des Holocaust in Hessen.

Die Inschrift des ebenfalls am Synagogenplatz aufgestellten Gedenksteins lautet:

„In Langen lebten seit dem 17. Jahrhundert jüdische Einwohner. Im Jahre 1933 zählte die jüdische Gemeinde 77 Mitglieder. Während der Nazigewaltherrschaft von 1933 bis 1945 wurden diese Menschen gedemütigt, entrechtet, vertrieben, misshandelt und ermordet. Ihr Schicksal wird nicht vergessen. Aus den Trümmern der an dieser Stelle von den Nazis zerstörten Synagoge wurde im Jahre 1946 dieses Mahnmal errichtet.

Heilig ist uns
die Erinnerung
an die Opfer ohne Zahl.“

Der letzte Satz findet sich auf Hebräisch und auf Deutsch



Mahnmal Synagoge Langen

ohne Nennung von Rechten bei: https://www.alemannia-judaica.de/images/Images%20440/Langen%20Synagoge%2020150829_183154-1.jpg

Die Synagoge in **Höringhausen** hatte eine besondere Geschichte, die in ähnlicher Form in einigen kleinen Ortschaften passierte: Nach 1933 zogen wegen der zunehmenden Ausgrenzungen und Übergriffe fast alle jüdischen Familien aus Höringhausen weg (meist in größere Städte, in denen nicht jeder wusste, dass man jüdisch war) oder flüchteten ins Ausland. Es konnten keine regelmäßigen Gottesdienste mehr stattfinden, die Synagoge wurde 1937 an die Spar- und Darlehenskasse Höringhausen „verkauft“. Weil es keine genutzte Synagoge mehr war, wurde das Gebäude während der Novemberpogrome 1938 nicht angegriffen. Es überstand auch den Krieg, wurde von der Sparkasse wieder als Lagerraum genutzt und dann Ende der 1950er Jahre stark umgebaut. Ab Sommer 1989 wurden schließlich auch die bis dahin noch stehenden Gebäudeteile abgerissen, es entstand ein Neubau der Raiffeisenbank. Nach Protesten und Verhandlungen entstand eine Gedenktafel, die an der Seite des Gebäudes angebracht wurde:



Gedenktafel ehem. Synagoge in Waldeck-Höringhausen. 2013

Gemeinfrei, https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:H%C3%B6ringhausen-ehem._Synagoge-DSCF2293-%C2%A9gl-2008.jpg

Im heutigen Frankfurter Stadtteil **Rödelheim** erinnert ein Mahnmal aus verschiedenen Teilen an die nicht mehr erhaltene Synagoge: Auf Initiative von Kirchengemeinden und einzelnen Parteien wurde zunächst am 8. November 1979 eine Gedenksäule errichtet. Auf ihr sind zusammengedrängte Menschen zu erkennen und die Inschriften lauten: „Wir ließen zu, dass aus unserer Mitte jüdische Bürger in Konzentrationslager deportiert und ermordet wurden.“ Auf Deutsch und Hebräisch untereinander: „An dieser Stelle stand die Synagoge der jüdischen Gemeinde Rödelheim, geweiht am 29. Juni 1838, zerstört am 9./10. November 1938.“ Sowie „Bringe uns, Herr, zu dir zurück, dass wir wieder heimkommen. Erneue unsere Tage wie vor alters.“ Das Mahnmal wurde mehrfach beschmiert.



Foto: Stefanie Nathow



Foto: Stefanie Nathow

Nach langen Diskussionen wurde seit 2009 eine Erweiterung des Mahnmals geplant, die am 6. November 2015 eingeweiht wurde: Auf dem Grundriss der ehemaligen Synagoge ist eine gepflasterte Fläche entstanden, die ihn damit wieder sichtbar werden lässt.

Acht Betonquader sollen die die Sitzreihen der Synagoge andeuten, außerdem wurde ein Stein aufgestellt (Foto: Mitte), der den ehemaligen Standort des *Torah*-Schreins markiert sowie ein weiterer Stein mit Tafel, die 37 Namen von Rödelheimer Juden nennt, die im Nationalsozialismus ermordet wurden (am linken Bildrand). Auch dieses Mahnmal wurde ein Jahr nach der Einweihung antisemitisch beschmiert.



Foto: Stefanie Nathow

Aufgaben:

- Fasst tabellarisch zusammen, wann und von wem die Gedenktafeln aufgestellt wurden.
- Beziehen sich die Informationen auf den Gedenktafeln auf die Synagogen oder auch auf Personen? Wenn ja, welche einzelnen Personen oder Personengruppen werden erwähnt?
- Kann man sich aufgrund des Denkmals vorstellen, wie die jeweilige Synagoge oder das Leben in der jüdischen Gemeinde ausgesehen hat?
- Welche Informationen findet ihr besonders wichtig?
- Wenn es bei euch am Ort eine solche Gedenktafel gibt: Finden dort Gedenkveranstaltungen statt? Wisst ihr, ob Angehörige von Menschen, die früher in der Synagoge gebetet haben, dorthin kommen? Recherchiert!
- Stellt euch vor, ihr wärt dafür verantwortlich, solch einen Gedenkstein zu entwerfen. Versucht in Kleingruppen, euch auf einen Text und vielleicht sogar einen künstlerischen Entwurf zu einigen. Begründet eure Entscheidung.

In der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 sowie in den vorangehenden und folgenden Tagen, während der sogenannten Novemberpogrome, wurden die meisten Synagogen in Deutschland verwüstet, geschändet, in Brand gesteckt oder zerstört. Viele von ihnen wurden in den Jahren danach und auch nach dem Ende des Krieges 1945 nicht wieder aufgebaut. Falls noch Gebäudereste standen, sind sie häufig in der Nachkriegszeit abgerissen worden. Vielfach entstanden an diesen Orten Park- oder Sportplätze oder neue Gebäude oder es blieben Brachflächen, die niemand nutzte. Häufig wusste die nicht-jüdische Bevölkerung vor Ort nach dem Krieg noch, dass dort eine Synagoge gestanden hatte. Gesprochen wurde darüber selten und wenn doch, dann meist nicht gerne. Mit zunehmendem zeitlichem Abstand begannen aber an vielen Orten Menschen, sich für die Geschichte des Ortes zu interessieren. Sie fanden es wichtig, darauf hinzuweisen, dass an jenem Ort einmal eine Synagoge gestanden hatte, die im Nationalsozialismus zerstört worden war. In vielen Fällen waren dies nicht Stadtverwaltungen oder andere öffentliche Einrichtungen, sondern Einzelne, die sich in Initiativen oder Vereinen zusammenschlossen, um ihrem Anliegen Gehör zu verschaffen oder die Gelder zu sammeln, die für die Errichtung eines Erinnerungszeichens notwendig waren. Solche Mahnmale erzählen deshalb bei genauerem Hinsehen viel über die Interessen und Anliegen der Initiatoren.

Solche Orte sind aber auch eingerichtet worden, um an ihnen zu gedenken. Aber wie kann hier ein Gedenken aussehen? An wen wird erinnert? Und wer gedenkt? Können nicht eigentlich nur Familienangehörige oder Bekannte einzelner Personen gedenken? Und gibt es jüdische Traditionen des Gedenkens?

Stellt man Inschriften verschiedener Gedenktafeln nebeneinander, fallen Unterschiede und Gemeinsamkeiten auf:



Am Standort der ehemaligen **Hauptsynagoge in Frankfurt**, in der Börnestraße, wurde am 20. März 1946 durch die US-Armee eine zweisprachige Gedenktafel mit folgender Inschrift angebracht:

„Hier stand die
Hauptsynagoge
Börnestrassse,
welche von
Nazi-Verbrechern
am 9. November 1938
zerstört wurde.

Here stood the
Hauptsynagogue
Börnestrassse
which was destroyed
by Nazi criminals
on the 9th day of
November 1938.”



Foto: Stefanie Nathow

Am ehemaligen Synagogenstandort in der Straße **Unterlindau in Frankfurt am Main** wurde am 3. November 1988 von der Stadt Frankfurt eine Gedenktafel mit folgender Inschrift aufgestellt:

„Hier in der Unterlindau befand sich seit 1893 eine Synagoge der Israelitischen Gemeinde. Die Synagoge wurde in der Pogromnacht vom 9. zum 10. November 1938 verwüstet.“

In dieser Synagoge wirkte der Rabbiner Dr. Jakob Horowitz (1873-1939).“

Am Standort der ehemaligen **liberalen Synagoge in Darmstadt** wurde 1967 von der Stadt ein Mahnmal mit Davidstern und Menora errichtet.

Die Inschrift lautet:

„Hier stand die 1867
erbaute Synagoge der Jüdischen Gemeinde Darmstadt.
Sie wurde am 9. November 1938
von frevelnder Hand niedergebrannt und zerstört.
Dieses Denkmal dient der mahnenden Erinnerung.
Die Stadt Darmstadt 1967.“



Gedenktafel auf dem Julius-Landsberger-Platz, an der Erinnerungsstätte Liberale Synagoge Darmstadt.
© Stefan Bellini, 2013.

Gemeinfrei, https://de.m.wikipedia.org/wiki/Datei:Liberale_Synagoge_Darmstadt1.JPG

Auf das Mahnmal wurde 2020 ein Brandanschlag verübt. Mittlerweile gibt es neben diesem Mahnmal eine überdachte Ausgrabungsstätte, die ebenfalls der Erinnerung dient: Nachdem im Oktober 2003 bei Bauarbeiten für das benachbarte Krankenhaus Überreste der Synagogen-Fundamente gefunden worden waren, wurde beschlossen, diese freizulegen. Seit dem 9. November 2009 kann man in einem überdachten Raum die Fundamente besichtigen und sich über die ehemalige Synagoge informieren.

In **Bad Homburg vor der Höhe** wurde im November 1988 ein Mahnmal in unmittelbarer Nähe des ehemaligen Synagogenstandortes eingeweiht, das den Fenstern der Synagoge nachempfunden ist und die Namen der 81 Homburger Juden enthält, die im Holocaust ermordet wurden.



Synagogendenkmal in der Elisabethstr. in Bad Homburg

Public Domain, https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/3/38/Bad_Homburg%2C_Synagogendenkmal.JPG

Die Inschrift lautet:

„Den ermordeten jüdischen Bürgern unserer Stadt
und allen Opfern nationalsozialistischen Unrechts
zum Gedenken – den Lebenden zur Mahnung“

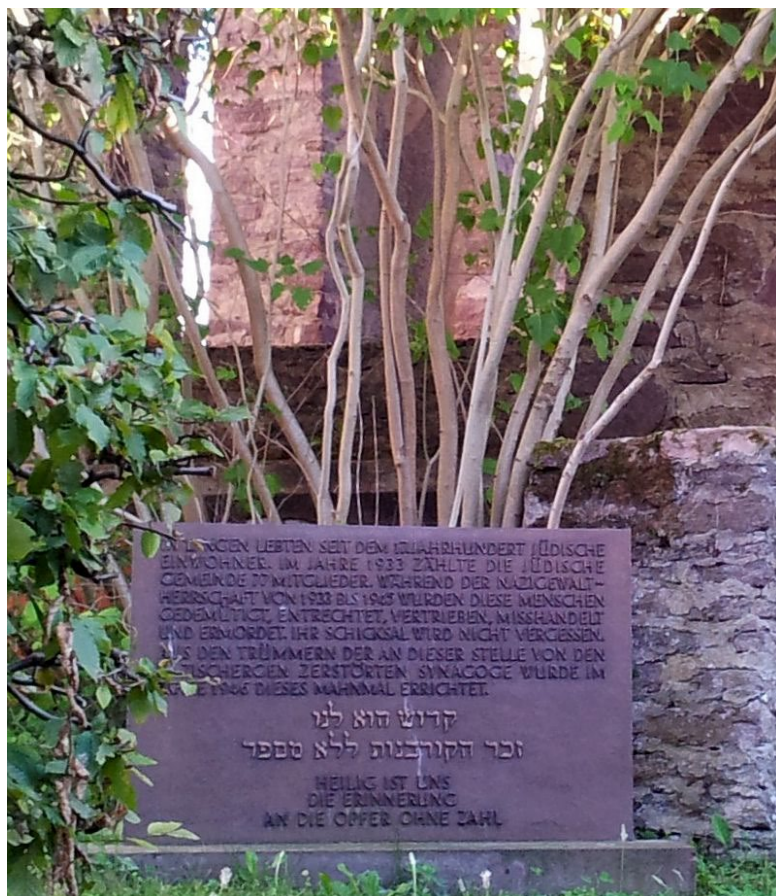
In **Langen (Hessen)** wurde die Ruine der Synagoge 1946 beseitigt. Aus den noch vorhandenen Reststeinen wurde ein Mahnmal errichtet, auf dem die Kuppel der ehemaligen Synagoge mit Davidstern dargestellt ist. Es ist eines der ersten Mahnmale für die Opfer des Holocaust in Hessen.

Die Inschrift des ebenfalls am Synagogenplatz aufgestellten Gedenksteins lautet:

„In Langen lebten seit dem 17. Jahrhundert jüdische Einwohner. Im Jahre 1933 zählte die jüdische Gemeinde 77 Mitglieder. Während der Nazigewaltherrschaft von 1933 bis 1945 wurden diese Menschen gedemütigt, entrechtet, vertrieben, misshandelt und ermordet. Ihr Schicksal wird nicht vergessen. Aus den Trümmern der an dieser Stelle von den Nazis zerstörten Synagoge wurde im Jahre 1946 dieses Mahnmal errichtet.

Heilig ist uns
die Erinnerung
an die Opfer ohne Zahl.“

Der letzte Satz findet sich auf Hebräisch und auf Deutsch



Mahnmal Synagoge Langen ohne Nennung von Rechten bei: https://www.alemannia-ju-daica.de/images/Images%20440/Langen%20Synagoge%2020150829_183154-1.jpg

Die Synagoge in **Höriughausen** hatte eine besondere Geschichte, die in ähnlicher Form in einigen kleinen Ortschaften passierte: Nach 1933 zogen wegen der zunehmenden Ausgrenzungen und Übergriffe fast alle jüdischen Familien aus Höriughausen weg (meist in größere Städte, in denen nicht jeder wusste, dass man jüdisch war) oder flüchteten ins Ausland. Es konnten keine regelmäßigen Gottesdienste mehr stattfinden, die Synagoge wurde 1937 an die Spar- und Darlehenskasse Höriughausen „verkauft“. Weil es keine genutzte Synagoge mehr war, wurde das Gebäude während der Novemberpogrome 1938 nicht angegriffen. Es überstand auch den Krieg, wurde von der Sparkasse wieder als Lagerraum genutzt und dann Ende der 1950er Jahre stark umgebaut. Ab Sommer 1989 wurden schließlich auch die bis dahin noch stehenden Gebäudeteile abgerissen, es entstand ein Neubau der Raiffeisenbank. Nach Protesten und Verhandlungen entstand eine Gedenktafel, die an der Seite des Gebäudes angebracht wurde:



Gedenktafel ehem. Synagoge in Waldeck-Höriughausen. 2013

Gemeinfrei, https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:H%C3%B6riughausen-ehem._Synagoge-DSCF2293-%C2%A9gl-2008.jpg

Im heutigen Frankfurter Stadtteil **Rödelheim** erinnert ein Mahnmal aus verschiedenen Teilen an die nicht mehr erhaltene Synagoge: Auf Initiative von Kirchengemeinden und einzelnen Parteien wurde zunächst am 8. November 1979 eine Gedenksäule errichtet. Auf ihr sind zusammengedrückte Menschen zu erkennen und die Inschriften lauten: „Wir ließen zu, dass aus unserer Mitte jüdische Bürger in Konzentrationslager deportiert und ermordet wurden.“ Auf Deutsch und Hebräisch untereinander: „An dieser Stelle stand die Synagoge der jüdischen Gemeinde Rödelheim, geweiht am 29. Juni 1838, zerstört am 9./10. November 1938.“ So wie „Bringe uns, Herr, zu dir zurück, dass wir wieder heimkommen. Erneure unsere Tage wie vor alters.“

Das Mahnmal wurde mehrfach beschmiert.



Foto: Stefanie Nathow



Foto: Stefanie Nathow

Nach langen Diskussionen wurde seit 2009 eine Erweiterung des Mahnmals geplant, die am 6. November 2015 eingeweiht wurde: Auf dem Grundriss der ehemaligen Synagoge ist eine gepflasterte Fläche entstanden, die ihn damit wieder sichtbar werden lässt.

Acht Betonquader sollen die Sitzreihen der Synagoge andeuten, außerdem wurde ein Stein aufgestellt (Foto: Mitte), der den ehemaligen Standort des *Torah*-Schreins markiert sowie ein weiterer Stein mit einer Tafel, die 37 Namen von Rödelheimer Juden nennt, die im Nationalsozialismus ermordet wurden (am linken Bildrand). Auch dieses Mahnmal wurde ein Jahr nach der Einweihung antisemitisch beschmiert.



Foto: Stefanie Nathow

Da es sich bei all diesen Gedenktafeln und Mahnmalen um Orte handelt, an denen Synagogen standen, kann man sich die Frage stellen, ob es jüdische Rituale der Trauer und des Gedenkens gibt, die hier sichtbar werden oder die ihren traditionellen Platz in Synagogen haben.

Gedenken an Verstorbene

Im Judentum gibt es verschiedene Formen, an Verstorbene zu erinnern.

Wohl eines der bekanntesten jüdischen Gebete, das allgemein als Totengebet wahrgenommen wird, obwohl es auch diverse andere Funktionen hat, ist das *Kaddisch*. Das Gebet ist sehr alt und bereits im 11. Jahrhundert entwickelte sich in Europa der Brauch, dass ein naher Verwandter eines Verstorbenen, meist der Sohn, das *Kaddisch* in den ersten elf Monaten nach dem Tod spricht, für die Seele des oder der Verstorbenen. In vielen Gemeinden ist es heute üblich, dass es bereits auf dem Friedhof beim Begräbnis gesprochen wird und jedes Jahr am Jahrestag des Todes, der sogenannten *Jahrzeit*. Das *Kaddisch* soll nur in Gegenwart eines *Minjan* gesprochen werden, traditionell also in Gegenwart von zehn religionsmündigen jüdischen Männern und damit meist in der Synagoge. In manchen Gemeinden werden auch Frauen zum *Minjan* gezählt, dann können auch die Töchter *Kaddisch* sagen. Am jährlich wiederkehrenden Todestag ist es auch Brauch, das Grab zu besuchen und bereits vor Beginn des Todestages eine *Jahrzeitkerze* anzuzünden, die dann 24 Stunden lang brennt. In vielen Synagogen finden sich Tafeln mit elektrischen Lämpchen, die an die *Jahrzeit* der Verstorbenen der Gemeinde erinnern.

Das *Kaddisch* gibt es in verschiedenen Versionen, es ist eigentlich kein Totengebet, sondern ein Lobpreis Gottes, auch der Name leitet sich vom aramäischen Wort für „heilig“ oder „Heiligung“ ab. Eine kurze Version des *Kaddisch* wird z.B. während jedes Gottesdienstes mehrfach gebetet und markiert dessen Übergänge von einem Teil zum nächsten.

Das *Kaddisch* ist aber trotz dieser unterschiedlichen Funktionen nach dem Holocaust in Film, Literatur und Musik zu einem zentralen Symbol für das Erinnern an die Ermordeten geworden und wird auch häufig bei öffentlichen Gedenkveranstaltungen an den Holocaust rezitiert.

Viermal im Jahr gibt es ein Gebet in der Synagoge, das dadurch einerseits sehr öffentlich, andererseits aber auch sehr privat ist. Es heißt *Jiskor*, was übersetzt soviel wie „Gedenke!“ heißt, und wird an *Jom Kippur*, an *Schmini Azeret* (dem achten Tag des Laubhüttenfestes), am letzten Tag von *Pessach* und am zweiten Tag von *Schawuot* gebetet. Es wird zum Gedenken an die Angehörigen gebetet, nach der *Torah*-Lesung, zu einem Moment, an dem die *Torah*-Rolle noch aufgerollt, aber zugedeckt auf dem Vorlesepult liegt. Man stellt während des Gebets in Aussicht, dass man in ehrendem Andenken an die Verstorbenen für wohltätige Zwecke spenden wird. Da für verstorbene Eltern gebetet wird, verlassen diejenigen, deren Eltern am Leben sind, vor dem Beginn des Gebets den Betsaal und lassen damit den Waisen und Halbwaisen einen gemeinsamen Moment der Trauer über die verstorbenen Eltern. Jeder der Gläubigen betet für sich und fügt in den Text des Gebetes den Namen des verstorbenen Vaters und/oder der verstorbenen Mutter ein. Traditionell betet man *Jiskor* nicht im ersten Jahr nach dem Trauerfall, da man davon ausgeht, dass das Gebet die Trauernden so rühren würde, dass es beim Beten stören könnte. Der Brauch, an diesen vier Tagen im Jahr *Jiskor* zu beten, hat sich vermutlich in Europa nach der Zeit der Kreuzzüge entwickelt. Im Rahmen der Kreuzzüge gab es große Pogrome in Mitteleuropa, bei denen sehr viele Juden ermordet und jüdische Gemeinden vernichtet wurden. Das am Ende von *Jiskor* gebetete „*El male rachamim*“ („Gott voller Erbarmen“) wird auch während Bestattungen, am Todestag eines Verstorbenen oder am *Yom Ha'Shoah*, dem Gedenktag für die Opfer des Holocaust gebetet. Auch dieses Gebet erinnerte zunächst an die jüdischen Opfer der Kreuzzüge, später auch weiterer Pogrome in Europa und wird zumeist mit besonderer Gestaltung vom Vorbeter vorgetragen. Nach 1945 entstanden verschiedene Versionen, die an die Opfer des Holocaust erinnern und z.B. auch die Namen der Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz, Majdanek, Treblinka, Bergen-Belsen, Mauthausen erwähnen.

In etlichen Synagogen sind heutzutage, z.T. auch im Eingangsbereich, Gedenktafeln in Erinnerung an die im Holocaust ermordeten Juden angebracht.

Aufgaben:

- Vergleichen Sie die Entstehungsdaten und Initiatoren der jeweiligen Gedenktafeln.
- Wenn Sie die Inschriften vergleichen: Welche Unterschiede fallen Ihnen auf? Sind Sie der Meinung, dass die Texte dem Ort und dem Geschehen angemessen sind? Achten Sie dabei auch darauf, wer als Täter oder Verursacher genannt wird, ob auf Opfer eingegangen wird, was man durch die Inschrift über das jüdische Leben an diesem Ort erfährt. Versuchen Sie, Erklärungen zu finden, warum sich die jeweiligen Initiatoren möglicherweise zum jeweiligen Zeitpunkt für die jeweilige Inschrift entschieden haben.
- Überlegen Sie, wie Sie eine Gedenktafel an einem dieser Orte oder auch an Ihrem Schulort gestalten würden. Welche Informationen wären Ihnen besonders wichtig?
- Kennen Sie andere jüdische Rituale der Trauer? Finden Sie Spuren davon an den Orten der Gedenktafeln?
- Die meisten der religiösen Trauerrituale beziehen sich auf natürliche Todesfälle und sind lange vor dem Holocaust entstanden. Diskutieren Sie, ob manche Aspekte daran als schwierig empfunden werden könnten, wenn es um die Erinnerung an Menschen geht, die im Rahmen eines staatlich organisierten, technisierten und europaweit durchgeführten Massenmordes ums Leben gebracht worden sind.
- Wissen Sie aus eigener Erfahrung oder aus Erzählungen, ob an einem Gedenkort für eine ehemalige Synagoge in der Nähe Ihres Wohnortes öffentliches Gedenken stattfindet? Ist eine jüdische Gemeinde daran beteiligt?
- In manchen Fällen haben sich Nachfahren von Ermordeten der jeweiligen jüdischen Gemeinde zu solchen Mahnmalen vor Ort geäußert. Kennen Sie solche Stellungnahmen zu einem Mahnmal in Ihrer Nähe aus Interviews, Berichten oder Veranstaltungen?

Impulse für die Lehrkräfte zum Thema „Gedenkveranstaltungen“

Im schulischen Kontext dienen häufig offiziell etablierte Gedenktage an die Verfolgung im Nationalsozialismus und an den Holocaust als Anlass, sich mit jüdischer Geschichte zu beschäftigen, Exkursionen an außerschulische Lernorte zu planen oder selbst mit der Lerngruppe eine kleine Gedenkveranstaltung zu organisieren. Die umfangreiche Literatur zu Möglichkeiten und Grenzen der Gedenkkultur kann durch diese kleinen Impulse nicht ersetzt werden.

- Nach dem Zweck einer Gedenkveranstaltung fragen

Wenn man mit Schülerinnen und Schülern an Gedenkveranstaltungen mitwirkt oder teilnimmt, sollte im Vorfeld bedacht sein, was der Zweck einer solchen Veranstaltung sein, woran oder an wen erinnert werden soll. Etablierte Gedenktage sind z.B. der 9. November oder der 27. Januar. Es sollte für die Schüler*innen ersichtlich sein, aus welchen Gründen diese Tage als Gedenktage gewählt wurden und an welche Ereignisse sie erinnern. Erfahrungsgemäß ist gerade der 27. Januar für viele Schüler*innen sehr abstrakt. Wenn Schüler*innen im Laufe des restlichen Jahres gefragt werden, wann Auschwitz befreit wurde, ist ihnen häufig der Zusammenhang zum Gedenktag am 27. Januar nicht bewusst. Es bietet sich also an, in der inhaltlichen Gestaltung des Gedenkens eine Verbindung zu den Ereignissen, an die erinnert werden soll, herzustellen.

- Gedenkveranstaltungen und Biographien miteinander verknüpfen

Oft fällt Schüler*innen die Beschäftigung mit Geschichte leichter, wenn sie regionalgeschichtlich verankert und / oder an einzelne Biographien geknüpft ist. Es bietet sich an, dass der Anlass des Gedenktages und ausgewählte Biographien von jüdischen Menschen in Bezug zueinander stehen, oder den Schüler*innen transparent zu machen, warum dies nicht der Fall ist. Alternativ kann von Biographien und lokalem Geschehen ausgehend auch ein anderes Datum für eine Gedenkveranstaltung gewählt werden.

- Gedenkveranstaltungen und Schülerinteressen aufeinander abstimmen

Es sollte abgewogen werden, ob Schülerinnen und Schüler mit einer solchen Gedenkveranstaltung nicht überfordert oder überwältigt werden. Häufig erscheint es deshalb am sinnvollsten, den Schüler*innen die Initiative zu überlassen und keine Gedenkveranstaltungen zu erzwingen. Aus Unterrichts- oder Schulprojekten, die sich z.B. im Laufe des Jahres mit einzelnen Biographien oder Orten in der Heimatregion beschäftigen, entwickeln Schülerinnen und Schüler häufig selbst den Wunsch, nach einer analytischen Beschäftigung mit dem Thema an einem ihnen dafür wichtig erscheinenden Ort auch in irgendeiner Form zu gedenken.

Veranstaltungen in größerem Rahmen tendieren dazu, die Aufmerksamkeit eher auf Organisation, Ablauf oder auch Außenwirkung zu lenken als auf den Inhalt selbst. Wenn eine solche Veranstaltung bei den Schülerinnen und Schülern nicht auch intrinsisch motiviert ist, verfehlt sie vielleicht ihren ursprünglich angedachten Sinn.

- Gedenkveranstaltungen und persönliche Verflochtenheiten der Schülerinnen und Schüler beachten

Ein weiterer Aspekt ist, dass Schülerinnen und Schüler ganz unterschiedliche Familienhintergründe haben und vorherige Generationen selbst in die Verbrechen der NS-Diktatur und den Holocaust verwickelt sein können. Deshalb stellt sich die Frage, ob man nicht auch einen kritischen Bezug zur eigenen Familiengeschichte herstellen müsste, um deutlich zu machen, wie spannungsvoll z.B. aus familiengeschichtlicher Sicht für einige das Gedenken ist.

Deshalb gilt: Egal, für welche Form man sich bei einer Gedenkveranstaltung entscheidet, es sollte gemeinsam mit den Schülerinnen und Schülern immer thematisiert werden, warum in dieser Form gedacht wird, welche Aspekte jeweils zu kurz kommen oder vernachlässigt werden und ob sie die Gestaltung für sich als angemessen empfinden.

- Zu guter Letzt

Bei der Planung von Gedenkveranstaltungen sollte bedacht werden, dass sowohl die Kultusministerkonferenz als auch der Zentralrat der Juden in Deutschland seit vielen Jahren fordern, im Schulunterricht jüdische Geschichte nicht nur als Ausgrenzungs-, Verfolgungs- und Opfergeschichte zu erzählen, sondern auch fundierte Kenntnisse und ein möglichst authentisches Bild der Vielfalt und Komplexität jüdischer Religion zu vermitteln.

Für die Vor- oder Nachbereitung einer Exkursion sowohl zu aktuell genutzten Synagogen, als auch zu umfunktionierten Synagogen oder Mahnmalen an ehemaligen Synagogenstandorten werden im Folgenden weitere Möglichkeiten und Materialien vorgestellt. Diese bieten sich aber auch dann an, wenn keine Exkursion zu einem Synagogenstandort möglich sein sollte.

1. Begegnungsprogramme

Es gibt mittlerweile mehrere **Begegnungsprogramme für Schulklassen** zum Thema „Jüdisches Leben in Deutschland heute“:

so z.B. das Programm „Meet a Jew“ des Zentralrats der Juden in Deutschland:

<https://www.meetajew.de/>

oder ein bundesweites antisemitismus- und rassismuskritisches Bildungsprogramm für junge Menschen, das sich mit jüdischen Künstler*innen spezifisch an Schulklassen wendet, und „Dagesh on Tour“ heißt: <https://dagesh.de/>

Möglicherweise könnten umfunktionierte Synagoge hierfür interessante Räume bieten.

2. Virtuelle Rekonstruktionen von Synagogen

Die Anzahl der Projekte zu **virtuellen Rekonstruktionen von Synagogen** wächst, manche arbeiten mittlerweile auch mit VR-Brillen. Zum Teil sind diese virtuellen Rekonstruktionen in Ausstellungen oder als ausleihbare VR-Brille zugänglich, vereinzelt lassen sich auch online Rekonstruktionen finden.

Am Fachbereich Digitales Gestalten der Technischen Universität Darmstadt werden z.B. bereits seit 25 Jahren Synagogen, die im Nationalsozialismus zerstört wurden, virtuell rekonstruiert – bisher bereits 22 Synagogen, weitere sind in Planung. Nach dem Brandanschlag auf die Synagoge in Lübeck 1994 als symbolisches Zeichen gegen Antisemitismus und Rechtsextremismus entstanden, führte das Projekt zu einer Ausstellung der Bundeskunsthalle in Bonn im Jahr 2000. Eine überarbeitete Version dieser Ausstellung ist mittlerweile dauerhaft in Frankfurt am Main installiert. Sie befindet sich an einem historischen Ort: im Hochbunker, der von den Nationalsozialisten am Ort der zerstörten Synagoge der Israelitischen Religionsgesellschaft an der Friedberger Anlage errichtet wurde und der inzwischen von der „Initiative 9. November e.V.“ als Gedenkort zugänglich gemacht wird.

Die virtuellen Rekonstruktionen wollen durch Projektionen, Animationen und Virtual-Reality einen Eindruck der einstigen Pracht der Synagogenbauten und der Geschichte jüdischer Sakralbauten in Deutschland vermitteln. Gleichzeitig werden aber auch Informationen zur Zerstörung im Nationalsozialismus und Zeitzeugen-Erinnerungen an die Synagogen in Videoinstallationen vermittelt. In einer weiteren Videoinstallation berichten Jüdinnen und Juden, was „Synagoge“ für sie persönlich und heute bedeutet. Die Ausstellung ist von Mai bis November sonntags von 11 bis 14 Uhr und mittwochs von 17 bis 19 Uhr geöffnet.

Mehr Informationen zum **Projekt der Technischen Universität Darmstadt**, u.a. mit der virtuell rekonstruierten **Kölner Synagoge Glockengasse**, sind hier zu finden:

- <https://www.bpb.de/themen/zeit-kulturgeschichte/juedischesleben/343435/virtuelle-synagogen/>
- https://www.dg.architektur.tu-darmstadt.de/forschung_ddu/digitale_rekonstruktion_ddu/synagogen/index.de.jsp

Online zugänglich sind einzelne Rekonstruktionen verschiedener Entwickler:

Virtuelle Rekonstruktion der **Synagoge in Bad Kissingen**:

- <https://www.biografisches-gedenkbuch-bk.de/historische-informationen/virtuelle-rekonstruktion-neue-synagoge/index.html>

Virtuelle Rekonstruktion der **Neuen Synagoge in Breslau**:

- <https://vimeo.com/417172262>

Beitrag mit virtueller Rekonstruktion der **Synagoge in Plauen**:

- https://www.youtube.com/watch?v=FONayl_Y9Tg

Die virtuelle Rekonstruktion der **Marburger Synagoge** kann z.B. auch für die Anwendung am Computer bestellt werden:

- <https://www.inosoft.de/marburg800>

Virtuelle Rekonstruktion der **Großen Synagoge in Erfurt**:

- <https://www.topfundsoehne.de/ts/de/ausstellungen/dauerausstellungen/grosse-synagoge-virtuell/index.html>

Im Laufe der Pandemie sind außerdem **online-Rundgänge durch genutzte oder umgenutzte Synagogen** entstanden, einige sind z.B. hier zusammengestellt:

- <https://reli-ethik-blog.de/ein-virtueller-rundgang-durch-die-synagoge/>

3. Erklärvideos im Internet

Beliebt im Unterricht und bei Schüler*innen sind auch **Erklärvideos im Internet**. Dass diese nicht immer problemlos nutzbar sind, erforscht derzeit ein Projekt am Fachbereich Evangelische Theologie der Goethe-Universität Frankfurt am Main unter der Leitung von Prof. Dr. David Käbisch und der Mitarbeit von Alexander Radej. Unter dem Namen „SANE“ wird dort ein Selbstlerntool zu „Ambivalenten Narrativen in Erklärfilmen. Ein digitales Angebot zum Forschenden Lernen im Frankfurter Lehrprojekt reliethik.de“ entwickelt, das bereits hier abrufbar ist: <https://sane-digital.de/>

4. Landkarte jüdischer Orte

Hinweise auf jüdische Orte in der Umgebung kann z.T. auch die Website „Jewish Places“ <https://www.jewish-places.de> mit Orten jüdischen Lebens in Deutschland auf einer interaktiven Karte bieten. Grundlegend und reich bebildert für 1945 noch erhaltene Synagogen in Hessen ist: Thea Altaras, Synagogen und jüdische Rituelle Tauchbäder in Hessen – Was geschah seit 1945. 2. Aufl. Königstein i. Taunus 2007.

5. Weitere Hinweise

Viele Synagogen ermöglichen **Führungen und Besuche** niedrigschwellig z.B. im Rahmen einer „Langen Nacht der Religionen“, z.T. einer „Langen Nacht der Museen“, während interreligiöser Begegnungstage oder -wochen. In etlichen Städten gibt es „Jüdische Kulturtage“, häufig mit Informationsveranstaltungen etwa zu jüdischen Feiertagen, „Jüdische Filmtage“ oder auch Jüdische Volkshochschulen, die auch Einzelveranstaltungen zu religiösen Themen oder Führungen durch Synagogen anbieten. All dies ist in den meisten Fällen nicht mit Lerngruppen möglich, gibt vielleicht aber trotzdem interessante Einblicke für die eigene Unterrichtsgestaltung. Die meisten Gemeinden ermöglichen auch nach Voranmeldung einen Besuch im Gottesdienst, entweder an ausgewählten Tagen oder z.B. freitagsabends. Auch dies ist für Einzelpersonen meist deutlich einfacher als für größere Gruppen.